

Bologna demaskiert. Terminologische Kulissenblicke durch den künstlichen Sprühnebel der Hochschulpolitik

Schlagwörter wie Bologna, ECTS, Mobilität, Internationalität, Profilierung, forschungsgeleitete Lehre, akademische Berufsvorbildung und Kostenneutralität begleiten die Umsetzung der dreigliedrigen Studienarchitektur des Bologna-Prozesses. Doch wem sind diese Begriffe verständlich? Was steckt hinter der Bologna-Terminologie?

Bologna kommt. Ein Ent- und Auskommen ist scheinbar unmöglich. Nicht aber, weil ein Ausscheiden aus diesem zwischenstaatlichen Prozess selbst unmöglich wäre, für ein (sehr wohl mögliches) Ausscheren aus dieser staatenübergreifenden Umstellung fehlt in Österreich zurzeit der politische Wille. Die Entwicklung setzt spätestens mit der Sorbonne-Erklärung aus dem Jahr 1998 ein. Darin fallen als Schlagworte Ausdrücke wie Harmonisierung des Hochschulsystems und Europäischer Hochschulraum. Die Erklärung von Bologna aus dem Folgejahr trägt bereits den vielsagenden Titel "Der Europäische Hochschulraum". War die Sorbonne-Erklärung 1998 noch von vier Ministerinnen und Ministern unterzeichnet worden, setzten bereits 31 Ministerinnen und Minister aus 29 Staaten ihre Unterschrift unter die Bologna-Erklärung. Um einen europäischen Hochschulraum zu schaffen und die Mobilität von Studierenden und Lehrenden zu fördern, sollen den einzelnen Studien vergleichbare Strukturen verpasst und Abschlüsse durch Diplomzusätze für den Arbeitsmarkt transparent gemacht werden. Deshalb werden zurzeit auch an der Universität Wien die bisherigen Diplomstudien auf Bachelor- und Masterstudien umgestellt. Quasi nach dem Motto: Aus ein mach zwei, aber bitte kostenneutral.

ECTS. Da die Mathematik im Ruf einer exakten Wissenschaft zu stehen scheint und sich komplexe Wirklichkeiten, sind sie erst einmal auf einfache Zahlen reduziert, leichter vergleichen lassen, hat man sich auf europäischer Ebene ein eigenes System dafür ausgedacht: das European Credit Transfer System (ECTS). Mit diesen Credits wird laut Universitätsgesetz 2002 das Arbeitspensum der Studierenden bestimmt. Fürs Jahr werden 1.500 Echtstunden veranschlagt, die wiederum 60 European Credits (EC) entsprechen. Eine einfache und überzeugende Rechnung: 1.500 durch 60 ist gleich 25. Ein EC entspricht also 25 Echtstunden. Divergiert schon jetzt die Zahl der EC für Lehrveranstaltungen mit ähnlichen Leistungsanforderungen von Studienrichtung zu Studienrichtung, meint man überdies, den Aufwand des Studierens an der damit verbrachten Zeit messen zu müssen. Verkauft wird einem diese neue Unübersichtlichkeit dann in offiziellen Dokumenten der Universität als "Wechsel von der Lehr- zur Lernzentriertheit". Aber macht all dies Studienrichtungen wirklich vergleichbarer? Bleiben die Inhalte, die Schwerpunkte an Instituten verschiedener Universitäten nicht trotzdem unterschiedlich? Wird nicht eine künstliche Vergleichbarkeit auf einer administrativen Ebene geschaffen?

Mobilität. Eine Vergleichbarkeit der Studienarchitektur nützt uns, wenn wir ein Austauschprogramm wie Erasmus oder ein aufbauendes Studium in einem anderen Land absolvieren wollen. Aber: Wer kommt in den Genuss, sein Studium an einer ausländischen Universität fortsetzen zu können? Die Massen wohl kaum. Und Erasmus? Schon jetzt stehen im Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie den 450 Erstsemestrigen des laufenden Studienjahrs bloß 28 Erasmusplätze zur Verfügung. Trotz Studienabbrechenden und -wechselnden beziehungsweise Nebenfachstudierenden nehmen also am Erasmus-Programm vielleicht 5 bis 10 Prozent der Studierenden teil. Abgesehen von dieser Minimalarithmetik: Wie sieht es aber wirklich aus? Im verschulten Bachelor wurde die Studierendenmobilität, die ohnehin nur ungerne, weil massenstudiumverzögernd, gesehen wird, auf ein Semester zusammengestrichen. Denn für die verantwortlichen Lehrenden, die den Bologna-Prozess umsetzen, war von vornherein klar, dass es Mobilität erst im Masterstudium geben würde. Das vielrezitierte Pro-Bologna-Argument der Mobilität geht also beim Bachelor völlig ins Leere. Überhaupt: Wie kann Mobilität in den zwei Jahren des Masterstudiums aussehen?

Gegenfrage: Auch wenn Master und Bachelor nicht gleichzustellen sind, wie soll Mobilität auf sinnvolle Weise in einem zweijährigen Studium untergebracht werden, wenn es schon beim dreijährigen Bachelor nicht funktioniert?

Internationalität. Mobil sollen aber nicht nur die Studierenden, sondern auch die Lehrenden sein. So verlangt es die zeitgeistige Forderung nach Internationalität. Findet Internationalität wirklich statt und wird sie nicht bloß gefordert? Und wenn sie stattfindet, würde die Internationalität von Studierenden und Lehrenden das Englische als Lingua franca nicht weiter etablieren? Würde sie als eine negative Folge dieser sprachlichen Vereinheitlichung nicht auch eine inhaltliche Angleichung nach sich ziehen?

Profilierung. Gleichzeitig spricht man von Profilierung. Obwohl die sprachliche Vereinheitlichung womöglich zu einer Angleichung der Schwerpunkte führen könnte, soll sich ein Institut vom anderen durch besondere Stärken am Markt der Wissenschaft abheben, um so konkurrenzfähig zu bleiben. Letzten Endes aber verschwinden diese Eigenheiten wieder, sobald man Rankings erstellt und Universitäten danach bewertet. Wiederum werden komplexe Wirklichkeiten in einfache Zahlen umgewandelt. Natürlich kann sich die seit 2002 vorgeblich autonome Universität Wien dem nicht entziehen und reproduziert diese (undurchsichtigen) Ergebnisse in den Vorgaben ihres Entwicklungsplans. So zählt auch mehr denn je, wer wie viel wo publiziert hat. Wissen wird bilanziert. Somit richtet sich in letzter Konsequenz die Forschung an diesem Geheiß nach Ergebnissen aus: Projektantrag jagt Projektantrag, Journale bekommen gleich bleibende Thematiken in neuen Verpackungen präsentiert. So schreitet die Tendenz zur Uni-formität munter fort und schleift dabei die Forschung hinter sich her.

Forschungsgeleitete Lehre. Da bekommt man als Student schon fast Angst und möchte die Vorstellung einer von der Forschung entkoppelten Lehre gut heißen. Denn auch wenn im Sinne einer Einheit von Lehre und Forschung an der Universität Wien von "forschungsgeleiteter Lehre" die Rede ist, so, wenn überhaupt, erst ab dem Masterstudium. Im Bachelorstudium ist Forschung jedenfalls kein Thema mehr.

Akademische Berufsvorbildung. Wofür haben wir dann überhaupt einen Bachelor, wenn nicht für das Heranführen an wissenschaftliche Forschung? Dafür sind Master- und PhD-Studium reserviert. Ein im Curriculum des kommenden Bachelorstudiums genanntes Studienziel ist eine "akademische Berufsvorbildung". Mit seiner, laut Entwicklungsplan der Universität Wien "berufsvorbildend[en] und berufsbefähigend[en]" Ausrichtung bedient der Bachelor klar die Wirtschaft. Doch seit den 1990ern gibt es für diese starke Praxis-, Berufs- und Arbeitsmarktausrichtung auf Hochschulniveau die Fachhochschulen (FH). Ganz ähnliche Formulierungen lassen sich im Fachhochschulstudiengesetz 1993 finden. Demzufolge dient ein FH-Studium "einer wissenschaftlich fundierten Berufsausbildung". Zurzeit lässt der Fachhochschulrat (FHR) keine Studiengänge zu, die mit der Universität konkurrieren würden. Wird also in Zukunft, nach der erfolgreichen Verschulung der Universität durch Schnelldurchlauf-Bachelorstudien, der einzige Unterschied zwischen Fachhochschule und Universität darin liegen, dass beide Studien für unterschiedliche Berufsfelder anbieten und dass nur noch formal zwischen Berufsaus- und Berufsvorbildung unterschieden wird? Sollte die Universität, anstatt sich unaufhörlich der Wirtschaft anzupassen und anzubiedern, nicht auf ihre eigentliche Aufgabe, Wissenschaft und Lehre von derselben, besinnen? Für eine Universität, die sich nicht an kurzfristigen wirtschaftlichen Trends und an der wirtschaftlichen Verwertbarkeit ihrer Studien orientiert, gibt es gute Argumente. Welcher Kerzenmanufakturbesitzer hätte vor Edison schon auf Elektrizität gesetzt? Welcher Postkutschenhersteller hätte vor der Erfindung der Eisenbahn in den Schienenbau investiert? Konnten sich die ersten Entwickler von Computern vorstellen, dass einmal ein Leben ohne Computer in vielen Teilen der Welt unvorstellbar (und damit wirtschaftlich interessant) werden würde? Können wir also mit unserem momentanen Wissensstand zuverlässig bestimmen, was in Zukunft relevant sein wird? Wenn wir in bestimmte Bereiche der Forschung investieren, gehen wir davon aus, dass diese und nicht andere in Zukunft eher von

Bedeutung sein werden. Ich bezweifle, dass gerade eine auf kurzfristige Profite ausgerichtete Wirtschaft weiß, was die Zukunft bringen wird. Was vielleicht heute wie eine gute Anlage in die Zukunft wirkt, kann sich morgen schon als Fehlinvestition herausstellen. Unterwerfen wir Forschung ökonomischen Interessen und Vorgaben, so wird sie zwangsläufig einseitig werden, weil ihre Ergebnisse möglichst unmittelbar verwertbar sein sollten. Gerade für Disziplinen wie die Kultur- und Sozialanthropologie, deren Schwerpunkte eher in der Grundlagenforschung als in wirtschaftlich-technologisch relevanten Ergebnissen zu finden sind, wäre dies fatal. Dem können wir einzig eine möglichst vielseitig orientierte, staatlich finanzierte Forschung entgegensetzen.

Kostenneutralität. Die Umstellung auf die dreigliedrige Studienarchitektur darf – hält man sich an die von der Universitätsleitung aufgestellten Vorgaben – nicht mehr kosten als der bisherige Studienaufbau. Das heißt: Fünf Jahre Bachelor- und Masterstudien dürfen laut Rektorat nicht mehr kosten als die vier Jahre Diplomstudium. Anstatt die finanziellen Mittel bei dieser Gelegenheit neu und gerechter unter den Studienrichtungen aufzuteilen oder – noch verwegener – eindeutige (finanzielle) Bedingungen für eine Implementierung von Bologna an die Politik zu formulieren, werden bestehende Zustände zementiert. Es ist bezeichnend, dass die überwiegende erste Reaktion des Rektorats auf die neuen Curricula im Einmischen der Kostenneutralität bestand. Das darf uns allerdings nicht verwundern, wo die Universitätsleitung nun einem Aufsichtsrat, hier: Universitätsrat, Rede und Antwort stehen muss. Um den Vergleich zur Aktiengesellschaft fortzuführen: Warum nicht gleich eine Hauptversammlung, bei der nur Aktienbesitzer mit nach ihrem Anteil am Unternehmen gewichteten Stimmen entscheiden? Ist das die Universität von morgen? Die Universität von heute ist jedenfalls nicht weit davon entfernt. Sie managt unübersehbar Wissen, orientiert sich an Begriffen und Kategorien aus der Betriebswirtschaftslehre (Zielvereinbarung, Wissensbilanz usw.), und strukturiert ihre Studien so um, dass die Studierenden in die Arbeitswelt nahtlos hineinwachsen. Offen bleibt nur, ob das dann auch wirklich der Fall sein wird oder ob wir durch die Bachelorstudien nicht weiter denn je davon entfernt sein werden. Aber nicht nur hier herunter, an der Universität Wien, setzt sich dieses Verständnis von Wissenschaft als Magd der Wirtschaft durch. Auch der Europäische Rat der Staats- und Regierungschefs, der die Entwicklung der Europäischen Union vorzeichnet, mischt sich in die nationalen Bildungspolitiken der EU-Mitgliedstaaten ein. In der Lissabon-Strategie aus dem Jahr 2000 setzt sich der Europäische Rat das ehrgeizige "Ziel, die Union zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt zu machen". Er preist zwar Wissen und Wissenschaft, aber immer wieder bloß im Zusammenhang mit Zielen wie Wettbewerbsfähigkeit, Wirtschaftswachstum und dem Mythos Vollbeschäftigung. Nach der Kritik der Religion, die zur Emanzipation der Philosophie von der Theologie führte, bräuchte es nun eine erneute, verstärkte Kritik der Wirtschaft, der Gesellschaft überhaupt, die zur Emanzipation der Wissenschaft führen soll.

Dieser Artikel erschien in nahezu unveränderter Form in "Die Maske – Zeitschrift für Kultur- und Sozialanthropologie", 1. Ausgabe, Juni 2007. Florian Hahn vertritt die Studierenden in der Fakultätskonferenz und in den Curriculararbeitsgruppen für die neuen Bachelor-, Master- und Joint-Masterstudien der Kultur- und Sozialanthropologie. Dieser Artikel basiert einerseits auf Erfahrungen aus seiner Arbeit in Curriculararbeitsgruppen, andererseits bauen einige Gedanken und Argumente auf Konrad Paul Liessmanns empfehlenswerter "Theorie der Unbildung" (Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2006) auf. Wer die offiziellen Definitionen der hier genannten Begriffe nachlesen möchte, wird im Glossar des Bologna-Büros der Universität Wien fündig: <http://bologna.univie.ac.at/index.php?id=glossar>

Veröffentlicht am 22. 06. 2007 | 01:22 | <http://florianhahn.webhirsche.at/texte/item/8/>

Dieser Inhalt ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.0 Österreich Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehe bitte zu

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/at/> oder schicke einen Brief an Creative Commons, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, California 94305, USA.

Erasmus, warum das?

Es gibt viele Gründe, sich für Erasmus zu entscheiden. Ein anderer Blickwinkel auf das Austauschprogramm abseits von gängigeren Überlegungen und vor dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen.

Erasmus hat viele Gesichter, nicht nur, weil daran Studierende aus ganz Europa teilnehmen. Es fängt schon bei den Motivationsgründen an. Die eine sucht dort, was sie hier nicht findet, der andere möchte bloß raus und weg, ein Dritter seine Fremdsprachenkenntnisse aufpolieren, eine Vierte von allem etwas – und vielleicht lohnt es sich schon wegen der berühmten Erasmusfeiern? Könnte es noch andere Gründe geben, sich für Erasmus zu entscheiden?

Das wirkliche Europa der Universitäten

Erasmus bedeutet, auf ganz eigene und eindruckliche Weise ein anderes System kennenzulernen, sei es ein anderes Universitätssystem oder eine andere Bürokratie. Vielleicht wird Erasmus einmal - so zumindest die heutige Absicht - zu einem europäischen Hochschulraum beigetragen haben. Noch führt es einem bloß Unterschiede, Eigenheiten, Unverträglichkeiten und fehlende Kommunikation vor Augen. Recht bald wird klar, dass hinter einem ECTS-Punkt dort etwas anderes stecken kann als hier – auch wenn hinter beiden womöglich letzten Endes gleich wenig steckt. Und nicht erst bei der Anrechnung der im europäischen Ausland absolvierten Lehrveranstaltungen merkt man, dass irgendwo in der Übersetzung von Noten zwischen zwei Systemen etwas verlorengehen kann. Gleich zu Anfang verwirrt das andere Verständnis des eigenen Faches im Gastland und überrascht der Stellenwert von Universität in der Gesellschaft. Durch die Unterschiede und Überschneidungen zwischen den verschiedenen Systemen erinnert Erasmus daran, dass alle Regeln bloß menschliche Produkte und als solche änderbar und beugsam sind (wie etwa durch den berühmt-berühmten Erasmusbonus). Oder zumindest sollten sie das sein, wenn wir nicht etwas schaffen wollen, das uns später Kopf und Kragen kosten könnte.

Das letzte bisschen Freiheit

Im Zuge des Bologna-Prozesses und unter dem Druck der Politik auf die Universitäten, möglichst viele aktive Studierende vorzuweisen und mehr Abschlüsse bei kürzerer Studienzeit und weniger Drop-Outs zu produzieren, werden unsere Studien immer rigider, durchplanter und unflexibler, bis wir zuletzt vielleicht darin feststecken und nicht mehr weiterkommen werden. Zu einer Zeit, in der die Universität immer mehr zu einer Quotenerfüllerin verkommt und Studierende als bloße Zahlen in Statistiken auf- und untergehen, kann man sich wenigstens noch für ein Erasmussemester oder -jahr mehr oder weniger ausklinken. Nicht, dass diese Entwicklung an anderen europäischen Ländern vorbeigehen würde, aber so durchwegs decken sich die Studien meistens doch (noch) nicht, als dass man an der Gastuniversität zur Gänze in den starren Raster eines Studienplanes passen könnte. Man ist eben „Erasmus“ und damit eine eigene Kategorie für sich. Außerdem sind die Anforderungen für das Erasmusstipendium und das zusätzlich zur Studienbeihilfe angebotene Auslandsstipendium der Studienbeihilfenbehörde relativ gering. Überdies geht durch einen Erasmusaufenthalt kaum Zeit für das Studium an der eigenen Universität verloren, denn der Anspruch auf Studien- und Familienbeihilfe verlängert sich dadurch.

Wofür also Erasmus oder überhaupt ein Auslandsstudium? Für Studium, Berufsaussichten, zum Erlernen einer Fremdsprache, zum Kennenlernen einer anderen Gesellschaft und Kultur? Erasmus ist zwar ein bürokratischer Hürdenlauf sondergleichen, die Schwierigkeiten, die man bewältigen muss, sind allerdings den Aufwand wert. Nicht, um ein abstraktes Europa von morgen zu formen, sondern, neben all diesen anderen Gründen, um das Europa von heute und ein Stück relativer Freiheit und Ungebundenheit zu finden.

Dieser Artikel erschien in "Die Maske – Zeitschrift für Kultur- und Sozialanthropologie", 3. Ausgabe, Juni 2008.

Veröffentlicht am 17. 07. 2008 / 13:29 / <http://florianhahn.webhirsche.at/texte/item/10/>

Dieser Inhalt ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.0 Österreich Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehe bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/at/> oder schicke einen Brief an Creative Commons, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, California 94305, USA.